

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 188. Bromberg, den 17. August 1930.

Das Gift.

Roman von William le Queux.

Bearbeitet von Dr. Otto Borschke.

20. Fortsetzung. ———

„Warum sollte er sich nicht in Montauban aufhalten?" fragte ich. „Nach seinem Reden zu schließen, ist er ein gebildeter Mensch und spricht gut französisch, so daß er sich ganz gut für einen Franzosen ausgeben kann."

„Er kann sich ebenso gut für einen Spanier ausgeben wie für einen Italiener, Griechen oder Franzosen", erklärte Senor Andrade. „Da es heute nicht schwer ist, sich einen gefälschten Paß zu verschaffen, sind die Mittel zur Flucht natürlich recht zahlreich. Mich interessiert aber die Person, die Sie für einen Freund des Flüchtigen halten — wollen Sie mir nicht sagen, wer das ist?"

Ich schüttelte den Kopf und sagte lächelnd:

„Ich bin nur deshalb zu Ihnen gekommen, um Ihnen mitzuteilen, daß ich den Verdacht habe, daß sich Despujol in Montauban aufhält."

„Sie wollen mir also nicht sagen, wer dieses Telegramm abgeschickt hat?" fragte er enttäuscht.

„Es wurde ganz im geheimen abgeschickt", antwortete ich, „deshalb stieg mir auch der Verdacht auf. Sie können sich ja das Original amtlich verschaffen, doch es ist nur mit einem Anfangsbuchstaben unterzeichnet."

„Wie erhielten Sie Kenntnis davon?"

„Ich habe nicht die Absicht, die Quelle meiner Informationen zu verraten, Senor Andrade", sagte ich überaus höflich. „Ich bin mit der Absicht nach Madrid gekommen, um ein rätselhaftes Ereignis aufzuklären, das sich vor einigen Monaten in London zutrug."

„Das ist sehr interessant — warum haben Sie nur das nicht schon früher gesagt?" rief er aus. „Ich muß zugeben, ich habe mich schon gewundert, aus welchem Grunde Sie und Ihr Freund, Herr Hambledon, hier in Madrid blieben und noch dazu in verschiedenen Hotels wohnten. Meinen Detektiven war es schon verdächtig, daß zwei so intime Freunde wie Sie in verschiedenen Hotels logierten und sich nur im geheimen trafen. Ich war über Ihre Zusammenkünfte und überhaupt über Ihr ganzes Tun und Treiben unterrichtet", fügte er lachend hinzu.

„Hoffentlich halten Sie mich jetzt nicht mehr für ein verdächtiges Individuum, Senor Andrade", rief ich, ebenfalls lachend aus.

„Nein, nein", erklärte er, „obwohl Sie ein Geheimnis verschweigen. Sie kennen den Grund, weshalb Despujol diesen Anschlag auf Sie versuchte, und wollen ihn mir nicht nennen."

„Vorläufig noch nicht", beharrte ich. „Falls es sich herausstellen sollte, daß Charles Nabel tatsächlich mit Despujol identisch ist, werde ich mit der Sprache herausrücken."

„Versprechen Sie mir das?"

„Gewiß."

„Gut — dann will ich Auftrag geben, Ihrem Verdachte nachzugehen", antwortete der freundliche Präsident. „Mit dem nächsten Zug fährt ein Detektiv nach Montauban, mit dem Ersuchen an das Departement Garonne um Verhaftung des in Frage stehenden Individuums, falls es identifiziert werden sollte."

„Ich will den Detektiv begleiten", erklärte ich.

„Ausgezeichnet — am besten wäre es, wenn Senor Rivera, der Vorstand der Detektivabteilung, selbst nach Frankreich fahren würde. Ich will ihn in seiner Wohnung anrufen."

Er nahm den Hörer zum Ohr und sprach wenige Augenblicke später mit dem Detektivchef. Als das Gespräch beendet war, sagte er:

„Senor Rivera erwartet Sie morgen um zwei Uhr früh auf dem Bahnhof — der Expreßzug nach Barcelona geht um zwei Uhr fünfzehn. Von dort kommen Sie über Nimes direkt nach Montauban. Ich hoffe, daß es Ihnen gelingen wird, den berüchtigten Despujol zu verhaften."

Ich dankte ihm und erwähnte noch, daß wir auch beobachten wollten, ob er die Verabredung im Hotel Luxembourg in Nimes am kommenden Montag einhalten würde.

„Mit wem hat er diese Verabredung getroffen?" fragte Senor Andrade.

„Das kann ich Ihnen erst später sagen", gab ich zur Antwort. „Ich weiß, daß eine Zusammenkunft vereinbart wurde, und ich bin überzeugt, daß wir dabei interessante Tatsachen feststellen werden."

„Wie Sie wünschen", erwiderte der Polizeipräsident. „Sie werden sich also mit Senor Rivera treffen, nicht wahr?"

„Ganz bestimmt."

„Dann wünsche ich Ihnen viel Glück zur Verhaftung Despujols", sagte er noch und schüttelte mir zum Abschied die Hand.

Als ich zu Hambledon ins Hotel kam, war er schon zu Bett gegangen. Er war über meinen späten Besuch nicht wenig überrascht. In kurzen Worten erklärte ich ihm, was ich beschlossen hatte.

„Gut", sagte er, „ich bleibe aber hier und werde aufpassen, bis De Gex abreist."

„Recht so, aber sei vorsichtig", ermahnte ich ihn. „Trachte, deinen Revolver stets bei der Hand zu haben; denn du kannst nicht wissen, ob man nicht einen Anschlag auf dich verüben wird."

Nachdem wir noch vereinbart hatten, daß er Suzor folgen sollte, falls De Gex allein abreiste, trennten wir uns. Ich kehrte in mein Hotel zurück, packte meine Handtasche und begab mich zum vereinbarten Zusammentreffen mit dem Detektiv.

Dieser erwies sich als angenehmer Reisegefährte, der mir während der langen nächtlichen Eisenbahnfahrt manches interessante Erlebnis erzählte.

Der Zug führte keinen Schlafwagen, wir machten es uns daher in unserem Abteil erster Klasse, das man uns reserviert hatte, so gut wie möglich bequem. Gegen halb vier Uhr früh packte mein Gefährte einige Sandwichs aus, Obst und eine Flasche Wein, die wir uns gut schmecken

ließen, dann schlummerten wir in unseren Ecken wieder weiter.

Erst spät am Nachmittag kamen wir in Barcelona an, und da wir zwei Stunden auf den Anschluß warten mußten, deponierten wir unser Gepäck auf dem Bahnhof und schlenderten durch die Stadt bis zur Plaza de Cataluna, wo wir unseren Kaffee tranken. Dann fuhren wir zur dortigen Polizeidirektion, wo wir eine Unterredung mit dem Vorstand der Detektivabteilung hatten.

Darauf kehrten wir wieder zum Bahnhof zurück und setzten unsere Reise fort, die uns nach einer achtstündigen Fahrt durch die reichen Weingegenden von Katalonien an die französische Grenzstation Port-Bou brachte.

Die Zollrevision war bald vorüber, und nach kurzem Aufenthalt fuhren wir nach Narbonne weiter, wo wir am Morgen umsteigen mußten, um die Reise nach Montauban über Toulouse fortzusetzen.

Es war schon Abend, als wir an unserem Ziele anlangten. Wir logierten uns im Hotel du Midi ein, und nachdem wir uns gewaschen und eine Kleinigkeit gegessen hatten, machten wir uns auf die Suche nach Monsieur Charles Rabel, der angeblich in der Rue de Lalande Nr. 163 wohnen sollte. — Unser Weg führte uns über die schöne alte Brücke, die von Villebourbon in die Stadt führt und an der St. Jacques-Kirche mit ihrem achteckigen gotischen Turm vorbei. Wir mußten noch eine Anzahl von Straßen passieren, bis wir zur schmalen Rue de Lalande kamen.

Bevor wir in die Straße einbogen, blieb ich stehen.

„Er darf mich nicht sehen!“ rief ich aus.

„Stimmt“, erwiderte der Detektiv. „Dort drüben ist ein kleines Kaffeehaus — warten Sie dort auf mich, ich will einstweilen nach diesem Monsieur Rabel fragen.“

So trennten wir uns; während Senor Rivera die Straße entlang schritt, um das fragliche Haus zu suchen, begab ich mich ins Kaffeehaus. Die Zeit verstrich langsam — es war erst eine halbe Stunde vergangen. Ich bestellte mir ein neues Getränk und rauchte eine Menge Zigaretten, um meine Aufregung zu meistern. So verging eine Stunde — anderthalb Stunde — zwei Stunden!

Ich wartete noch eine halbe Stunde. Da mich aber der Besitzer des Lokals mit scheelen Blicken anzusehen begann, zahlte ich und trat auf die Straße hinaus.

Es war schon stockfinster, doch von meinem Freunde, dem spanischen Detektiv, war nichts zu sehen — er war verschwunden!

Bestürzt und voll Angst stand ich da, — was mochte ihm zugestoßen sein?

Zwanzigstes Kapitel.

Mademoiselle Jacquelot.

Ich kehrte in mein dürftig eingerichtetes Zimmer im Hotel du Midi zurück und sank nachdenklich in einen Stuhl. Der Portier hatte mir mitgeteilt, daß mein Freund noch nicht zurückgekehrt war. Senor Rivera war verschwunden!

Nach der langen schlaflosen Reise war ich sehr müde und muß in meinem Sessel eingenickt sein. Plötzlich wachte ich auf, denn es hatte leise an meine Tür geklopft; das Stubenmädchen trat herein und reichte mir ein Telegramm.

Ich riß es auf — es war von Rivera in Castelsarrasin aufgegeben und lautete: „Abwesenheit unvermeidlich, hoffe um Mitternacht zurück zu sein.“

„Wo liegt Castelsarrasin?“ fragte ich das Mädchen.

„Ungefähr sechzehn Kilometer von hier entfernt, Monsieur“, gab mir das Stubenmädchen zur Antwort. Es ist eine kleine Stadt, die an der Straße nach Agen liegt. Der Name soll angeblich eine Verschmelzung von Castel sur Azin sein.“

Was mochte den Madrider Detektiv dorthin geführt haben? Wahrscheinlich war er auf einer neuen Spur.

So ging ich denn in ein Kaffeehaus, das gegenüber dem Theater lag, und saß dort bis Mitternacht herum. Dann ging ich zurück und wartete auf meinen Freund.

Knapp vor ein Uhr kam er endlich; er sah müde aus und war voll Staub; jedenfalls war er eine weite Strecke gegangen. Ich hatte ihm etwas zum Trinken vorbereitet, und bevor er zu sprechen begann, machte er einen langen Zug aus dem Glase.

„Sie haben sich jedenfalls gewundert, warum ich auf so geheimnisvolle Weise verschwand?“ begann er. „Nun, ich war dazu gezwungen. Ich erkundigte mich bei einem Schuster, der seinen Laden in der Nähe von Rabels Haus hat, und erfuhr von ihm, daß der Mann, den wir suchen, im ersten Stocke eines Hauses wohnt, das einer gewissen Witwe Caillott gehört. Er soll sich aber oft in England oder Italien aufhalten, denn er reist angeblich als Vertreter einer Lyoner Seidenweberei. Während wir miteinander sprachen, zeigte der Schuhmacher plötzlich auf ein elegantes, hübsches Mädchen, das eben aus dem Hause trat und sagte: „Sehen Sie — das ist Mademoiselle Jacquelot, die Braut von Monsieur Charles! Sie wird Ihnen sagen können, wo er sich jetzt aufhält. Ich glaube nicht, daß er jetzt da ist — ich sprach vor vier Tagen mit ihm, doch ich denke, er ist wieder abgereist.“ Ich dankte ihm und folgte dem Fräulein, daher konnte ich Sie nicht verständigen, denn ich hatte keine Ahnung, wohin sie gehen würde. Sie ging zur Bahn und löste eine Fahrkarte nach Castelsarrasin. Ich tat das gleiche und fuhr dann mit ihr im selben Abteil, ganz allein. Bald gelang es mir, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, und ich erwähnte, daß ich einen Freund namens Charles Rabel in Montauban hätte, den ich kürzlich in Paris getroffen hätte, er hätte mir auch ihre Photographie gezeigt, und ich glaubte nun, Mademoiselle Jacquelot vor mir zu haben. Sie war zuerst überrascht, doch ich erzählte ihr eine ganz glaubwürdige Geschichte, worauf sie erklärte, Charles sei vor drei Tagen geschäftlich nach Paris gereist, sollte aber am kommenden Tage zurückkehren. Sie selbst lebe in Castelsarrasin.“

„Glauben Sie also wirklich, daß wir in Charles Rabel den berüchtigten Despujol erkennen werden?“ fragte ich gespannt.

Rivera zuckte die Achseln und hob seine schwarzen Brauen.

„Aus Andeutungen, die das Mädchen machte, glaube ich mit Bestimmtheit, daß wir auf der richtigen Fährte sind“, sagte er. „Bis morgen müssen wir uns in Geduld fassen, so schwer es uns auch fällt. Sollte sich unsere Vermutung bewahrheiten, dann müssen wir ihm mit großer Vorsicht nach Nimes folgen, wo er sich mit seinem geheimnisvollen Freunde trifft, dessen Namen Sie nicht nennen wollen.“

„Beim Zusammentreffen werden Sie ihn sofort erkennen“, erklärte ich. „Doch ich kann mich ja auch geirrt haben. Wenn alles gut geht, dann werden Sie Despujol verhaften können.“

Wir trennten uns und gingen schlafen.

Am folgenden Tage wachte ich schon zeitig auf und holte meinen Freund ab. Wir schlenderten dann bis gegen Mittag herum und begaben uns sodann auf den Bahnhof, um die Ankunft des Zuges aus Toulouse zu erwarten.

Dort herrschte ein großes Gedränge, denn eben war der Expreßzug aus Bordeaux angekommen.

Plötzlich faßte mich Senor Rivera am Arm und flüsterte mir zu:

„Sehen Sie dort drüben das Mädchen in dem dunkelblauen Kleid? Das ist Mademoiselle Jacquelot! Sie darf mich nicht sehen. Wahrscheinlich ist sie hier, um ihm mitzuteilen, daß sich ein Fremder nach ihm erkundigt hat.“

Ich blickte in die angegebene Richtung und sah ein schlankes hübsches Mädchen, das auf mich zu schlenderte. Ein Plakat an der Wand fesselte eben ihre Aufmerksamkeit.

„Rasch“, rief mein Freund, „kommen Sie!“

Im nächsten Augenblick waren wir in den Kassenraum zurückgeschlüpft.

„Wenn Sie mich sieht, würde sie Verdacht schöpfen — wenn sie es nicht ohnehin schon getan hat“, erklärte mein Gefährte. „Aus dem Umstand, daß sie hier auf dem Bahnhof ist, ergibt sich die Frage, ob sie wirklich so unschuldig ist, wie sie tut.“

„Wenn sie Verdacht geschöpft hat, dann ist sie schlauer, als Sie angenommen haben“, bemerkte ich.

„Allerdings. Doch es ist besser, wenn wir uns trennen — gehen Sie wieder auf den Bahnsteig hinaus, sie kennt Sie ja nicht. Verbergen Sie sich irgendwo und beobachten Sie das Paar, ich will mich beim Ausgang aufhalten.“

In diesem Augenblick begann es zu klingeln, und man hörte das Schnauben der Lokomotive, die eben in die Halle einfuhr.

Ich schlüpfte wieder auf den Bahnsteig hinaus und stellte mich dort so auf, daß ich nicht leicht gesehen werden konnte. Als der Zug einfuhr, drehte ich den Kopf weg. Gespannt drehte ich mich dann wieder um.

Das Mädchen in dem blauen Kleid ging suchend den Zug entlang, bis sie plötzlich einen Herrn in dunklem Überzieher und mit dunkelgrünem Hute erspähte, der eben ausgestiegen war und einen kleinen Lederkoffer in der Hand trug. Er hatte ein rundes, volles Gesicht und einen kleinen Schnurrbart.

Ich war enttäuscht, der Mann war mir fremd! Es war nicht der Fremde, den ich in meinem Schlafzimmer in Madrid überrascht hatte. Freudig begrüßte er das Mädchen, doch sie mußte ihm etwas Wichtiges mitgeteilt haben, denn seine Miene wurde plötzlich ernst.

(Fortsetzung folgt.)

Die Henker einst und jetzt.

Von **Joh. v. Eckardt-Riga.**

Es gab Zeiten, in denen das Handwerk eines Henkers sogar von Regierenden ausgeübt wurde. Diese Herren waren — nur dem Namen nach Europäer — halbasiatische Despoten, nämlich die Zaren Iwan der Grausame und Peter der Große. Der Letztgenannte erstreckte seine blutige Tätigkeit bisweilen auch auf nah gestellte Personen und benutzte sie zu anatomischen Betrachtungen. So beschaute er nach der Enthauptung seiner Geliebten, des Hoffräuleins Hamilton, aufmerksam deren Kopf und machte dabei seine Umgebung auf einige anatomische Sonderheiten aufmerksam.

Etwas anderes sind die Lieferanten des Schafotts, also manche europäischen Monarchen und Minister. Der ehemalige russische Abgeordnete und Schriftsteller Schulgin preist den Ministerpräsidenten Stolypin als einen solcher starken Männer, dem es gelang, die erste russische Revolution zu unterdrücken. Weiter hieß es dann: „Jede Bosheit war ihm fremd. Er ließ aber doch gegen zweitausend staatsgefährliche Männer hinrichten, ohne irgend welchen persönlichen Groll gegen sie zu hegen."

Der humane Erzieher Alexanders II., der Dichter Schukowski, ging so weit, davon zu phantasieren, daß die Todesstrafe am passendsten in christlichen Kirchen auszuführen sei, um mit heiligem Ernst einer solchen feierlichen Handlung beizuwohnen. Graf Leo Tolstoi meinte, daß er in der ganzen Literatur keinen ähnlichen antireligiösen und mehr atheistischen Ausspruch gelesen hätte als diesen Satz des Menschenfreundes Schukowski, der als Mann weichherzig wie eine Frau gewesen sein soll.

Die praktisch wirkenden Henker haben sich im Laufe der Jahrhunderte nicht weniger verändert als die theoretischen Anhänger der Todesstrafe. An die Stelle phantastischer roter Gewänder ist jetzt der Frack getreten nebst weißen Handschuhen und Zylinder. Einige Organe des Strafvollzugs erscheinen beim Ausüben ihrer Tätigkeit unter einer schwarzen Gesichtsmaske.

Im jetzigen Sowjetrußland werden jedoch derartige Rücksichten nicht genommen. Hier kann weder vom Frack und Zylinder noch von irgend einer Scham bei Ausführung dieses Gewerbes die Rede sein. Der russische Henker denkt nicht daran, den Gentleman zu spielen oder neugierigen Zeitungsvertretern Interviews zu gewähren, in denen er über äußere Vorgänge oder psychologische Erörterungen in Bezug auf seine Gäste eingeht und mit den Geheimnissen seiner „Kunst" prahlt.

Der westeuropäische oder der amerikanische Henker ist fast immer mit dem Ertrag seiner Tätigkeit, d. h. mit seinen Einnahmen, unzufrieden. Professor W. Speranski faßt in einem längeren Aufsatz eine Reihe von Berichten zusammen, die als Beweis für diese Behauptung dienen. So hat z. B. der offizielle Henker von Newyork seinen Abschied genommen, weil er findet, daß seine Arbeit nicht genügend bezahlt worden ist. In den letzten zehn Jahren seiner Tätigkeit brachte er durchschnittlich in jedem Jahre mit dem elektrischen Stuhl zwölf Menschen vom Leben zum Tode und erhielt für jeden seiner „Patienten" 4000 Frank, außer Bezahlung der Reisenkosten und Reparaturen der Maschine. Ihm und seinen beiden Gehilfen war es gestattet, Nebenarbeiten zu übernehmen, doch klagten sie darüber, daß ihnen solche sehr selten zu Teil würden . . .

Der staatliche Henker der Republik Lettland hat es in dieser Beziehung günstiger. Sein Honorar für jeden einzelnen Fall ist zwar geringer, dafür aber seine Tätigkeit neben der Arbeit am Galgen als Beamter in einer Kanzlei ziemlich einträglich. Die in Riga erscheinende russische Zeitung „Sewodnja" berichtete einst über diese Angelegenheit und betonte, daß dieser Staatsbeamte zur Bedingung gemacht habe, niemals und unter keinen Umständen seinen Namen zu nennen.

In Warschau wurde der staatliche Henker Maciejewski im April 1928 wegen Trunksucht entlassen. Seine Frau hatte bereits früher eine Beschwerde darüber eingereicht, daß der Staatspräsident durch übermäßige Ausübung seines Begnadigungsrechtes die Einkünfte ihres Mannes gar zu sehr eingeschränkt habe, so daß dieser sich dem Trunke ergebe.

In der Tschechoslowakei debütierte am 31. Oktober 1929 der staatlich angestellte Henker Bronmarski und teilte den Interviewern in entgegenkommender Weise mit, er habe sich seinem Beruf in der Überzeugung gewidmet, daß er dadurch in den Dienst der Gerechtigkeit getreten sei. Er ist bis jetzt mit dem jedesmaligen Honorar zufrieden und verlangt keine „Abonnements"-Bedingungen . . .

Die öffentliche Meinung in Amerika war unlängst nicht wenig erregt über den Zusammentritt eines internationalen Henkerkongresses, der in Nordamerika stattfand und nach allen Regeln parlamentarischer Ordnung und Sachlichkeit verlief. Dieser originelle, wohl noch nie dagewesene Kongreß verhandelte ganz objektiv über theoretische und praktische Fragen des Berufs. Erfahrene und neu ins Amt eingetretene Henker tauschten ihre Ansichten darüber aus, auf welche Weise man am zweckmäßigsten die zum Tode Verurteilten ins Jenseits befördern könnte, und protestierten energisch gegen die neuerdings veröffentlichte Verordnung, nach welcher die Leichen der Verurteilten nicht mehr den „Exekutivbeamten" überlassen werden dürfen. Die Kongreßmitglieder empfahlen dringend, daß die Exekution erst an Puppenkörpern probeweise einzuüben sei, um die Operationen geschickter ausführen zu können.

In Sowjetrußland ist dieses Handwerk nach dem Kriege, nach den Revolutionen und Massenmorden eine mehr gesuchte Beschäftigung geworden als früher. Auch in anderen Ländern wiederholt sich diese Erscheinung. Als in Prag ein Wettbewerb um die Besetzung der Stellung eines Henkers ausgeschrieben worden war, bewarb sich hierum unter den 59 Kandidaten auch ein Priester. Der umgekehrte Fall hat in der Republik Kuba stattgefunden, wo der Henker Francisco Romeo seinen Abschied nahm, nachdem er bereits 20 Menschen ums Leben gebracht hatte. Von Gewissensbissen ergriffen, teilte er der vorgesetzten Behörde mit, daß er die Todesstrafe für eine sinnlose Grausamkeit halte und sich dem geistlichen Beruf widmen wolle, indem er als Gefängnisprediger zu wirken beschlossen habe.

Derartige Vorgänge dürften als Beweis dafür angesehen werden, daß es auch bei den Henkern nicht an Männern fehlt, welche die Todesstrafe als eine der modernen Zivilisation nicht mehr entsprechende Maßregel ansehen.

Sein Erlebnis.

Skizze von **Frieda Wildt-Goßmann.**

Rolf, der Primaner, ging auf und ab — manchmal stürmisch, wie gejagt, dann wieder ganz langsam, als trügen ihn seine Beine nicht. — Seit einer halben Stunde bewegte er sich auf diese Weise vor dem großen Hause, in dessen zweitem Stock die Schauspielerin Lilo Doringa wohnte.

Rolf kam von Peter, dem Sohne des Intendanten, seinem besten Freunde. Diesmal hatten sie in seinem geräumigen Zimmer eine lange Sitzung gehabt, angeblich, um das neue Aufsatzthema durchzusprechen; in Wirklichkeit hieß das Thema: Lilo Doringa, das sie beide einige Stunden mit Begeisterung bei einer Flasche Rheinwein bearbeiteten, die Peter nach der letzten Gesellschaft seiner Eltern gewandt geerntet hatte.

Die ganze Klasse schwärmte natürlich für die seit kurzem ans Stadttheater verpflichtete, reizvolle junge Künstlerin. Rolf hatte sein Herz an sie verloren, sein junges, begeisterungsfähiges Primanerherz, und bei dieser Flasche Wein hatte er sich seinem Freunde Peter anvertraut.

„Weißt du", sagte Rolf, als er sich verabschiedete — beide standen sich mit roten Köpfen gegenüber —, „ich halte das nicht mehr aus, ich kann keinen klaren Gedanken fassen.

Es ist die wahre, die große Liebe meines Lebens. Heute noch werde ich mich ihr erklären, heute noch muß sich mein Schicksal entscheiden!"

Peter schaute ihn etwas ängstlich an und meinte: „Aber Rolf, du bist ihr ja noch nicht einmal vorgestellt. Wie willst du das denn machen?"

„Laß mich nur!" Rolf setzte mit heftigem Schwung seine Mütze auf, sprang die Treppe herunter, stand auf der Straße, nur den einen Gedanken im Kopfe: Wie komme ich zu ihr? — Er wußte, wo sie wohnte. Lilo — der Name allein — wie Musik klang er. Mit welcher Zärtlichkeit hatte er ihn schon tausendmal vor sich hingesagt!

Rolf raste durch die Straßen. Nun stand er vor ihrem Hause, der Wein beflügelte ihn, und doch konnte er sich nicht entschließen, die Gartentür zu öffnen. — Es war fünf Uhr, die Teestunde. Ob sie wohl daheim war? Er suchte in seiner Brieftasche nach einer Visitenkarte; zum Glück fand sich noch eine. Nervös steckte er sie in die Seitentasche seines Rockes; wieder ging er auf und ab. Die Zofe war ihm eingefallen; er hatte sie oft beobachtet, wenn sie Einkäufe machte. Ein hübsches Ding mit Stumpfnase und spöttischen Mundwinkeln. Wahrscheinlich würde sie die Tür öffnen, wenn er klingelte. Das wäre peinlich! Rolf nahm sein Taschentuch, wischte sich den Schweiß von der Stirn, gab sich einen Ruck, öffnete die Gartentür und ging mit festen Schritten in das Haus.

Er genoß ordentlich jede Treppenstufe, die ihn näher zu Lilo Doringa brachte. Jetzt stand er vor der Wohnungstür. Entschlossen drückte er auf den Klingelknopf, sein Herz schlug hörbar.

Die Zofe erschien, musterte ihn mit einem etwas belustigten Blick, Rolf gab sich Haltung und sagte: „Ist das gnädige Fräulein zu Hause? Bitte, hier meine Karte."

Mit spitzen Fingern nahm die Zofe die Karte entgegen, geleitete Rolf in das Vorzimmer und verschwand.

Erschöpft sank er in einen Sessel. Würde Lilo ihn empfangen? Welche Blamage, wenn diese schnippische Zofe zurückkam mit den Worten: „Das gnädige Fräulein bedauert." — Abscheulich, nicht auszudenken! Und er muß sie heute noch sehen, alles wird er ihr sagen. Seine große Liebe würde Gegenliebe wecken, davon war er fest überzeugt.

Sein Gedankengang wurde unterbrochen, die Zofe stand vor ihm. „Das gnädige Fräulein läßt bitten!" — Rolf schnellte in die Höhe, das Herz schlug ihm bis zum Hals. Mechanisch folgte er dem vorangehenden Mädchen. Eine Tür tat sich auf, er stand in einem Zimmer, unwirklich erschien es ihm. Die Einrichtung, sehr geschmackvoll in blaugold, tanzte vor seinen Augen. Die blauen Wände schienen Wellen, die ihn umwogten . . .

Da erhob sich aus einem Sessel am Fenster eine schlanke Gestalt, eine warme Stimme sagte: „Darf ich fragen, was Sie zu mir führt?" — Rolf stemmte die Füße fest auf den Teppich, hob die Augen und sah Lilo Doringa vor sich stehen.

„Ich — ich —", weiter kam er nicht, die Kehle war ihm wie zugeschnürt.

Lilo deutete auf einen Stuhl. „Na, haben wir die Sprache verloren? Setzen Sie sich, Herr Rolf Barner!"

Rolf gehorchte, langsam wichen die Nebel vor seinen Augen. Seine angebetete Lilo saß ihm gegenüber. Strahlte ihn mit ihren schönen blauen Augen an, lächelte erwartungsvoll, wie ihm schien.

Jetzt oder nie! Er mußte ihr seine Liebe gestehen; wenn sie ihn nicht erhörte, wollte er sterben, das Leben hatte dann keinen Zweck mehr für ihn.

Rolf stand auf, ging einige Schritte, begann zuerst mit zitternder Stimme, dann immer lauter und deutlicher Lilo Doringa zu sagen, wie er sie auf der Bühne bewundert, dann bei jeder Gelegenheit versucht habe, in ihre Nähe zu kommen. Auf der Straße sei er ihr in gemessener Entfernung gefolgt, sie habe es wohl nie gemerkt? Lilo schüttelte den braunen Bubikopf.

Rolf sprach weiter. „Für mich gibt es nichts anderes, ich sehe nur Sie, Lilo Doringa. Mein Herz gehört Ihnen! Verlangen Sie, was Sie wollen, alles will ich für Sie tun. Ich liebe Sie ehrlich und treu bis in den Tod!" — Rolfs Augen flammten.

Lilo Doringa war aufgestanden, sie hatte sich abgewendet. Rolf glaubte zu sehen, wie ihre Schultern zuckten. Er stand hinter ihr, sein fliegender Atem streifte ihren Hals, gleich würde er sie in seinen Armen halten!

Da wendete sich Lilo schnell um, legte ihre Hand auf seine Schulter: „Junger Freund, beruhigen Sie sich ein bißchen. Wie alt sind Sie?"

Rolf mit versagender Stimme: „Achtzehn Jahre!"

„Kleiner Bub', Ihre große Liebe rührt mich, aber" — Rolf sprang auf — „nein, nein", wehrte Lilo ab, „bleiben Sie sitzen . . . Meinen Sie nicht auch, daß uns beiden eine Tasse Tee gut tun würde?"

Rolf stöhnte, er war unfähig, etwas zu erwidern. Währenddessen hatte Lilo der Zofe geläutet; ein Teewagen rollte lautlos ins Zimmer. Rolf blickte nicht auf. Sein Leben war verwirkt, Lilo erhörte ihn nicht!

Als sie wieder allein waren, sprang er auf, stürzte zu Lilo Doringa, die ihm gerade eine Tasse Tee einschenken wollte, rief mit zitternder Stimme: „Lilo, Sie lieben mich nicht! Dann sterbe ich, hier vor Ihren Augen, in dieser Stunde." — Keuchend stand er da.

Lilo Doringa aber sagte gelassen: „Einen Augenblick, ich werde den Teppich vorher entfernen lassen, er könnte leiden . . ."

Rolf torkelte aus der Tür, aus der Wohnung auf die Straße! Das war das Ende seiner ersten Liebe!



Bunte Chronik

*** Wenn man der Natur ins Handwerk pfuscht . . .** Es ist stets sehr riskant, klüger sein zu wollen, als die Natur. Mehrfach ist in letzter Zeit der Versuch unternommen worden, Tiere aus ihrer gewohnten Umgebung in fremde Gegenden zu verpflanzen. Aber nicht immer hat es sich die Natur gefallen lassen, wenn ihr ins Handwerk gepfuscht wurde. So war die Einführung des Kaninchens in den Antipoden ein völliger Fehlschlag, Mungos, die nach Jamaika gebracht worden waren, um dort die Ratten in den Zuckerplantagen zu vertilgen, wurden bald eine größere Plage als ihre Opfer. Im Jahre 1912 wurde eine große Menge von Stinten in den Kristallsee im Staate Michigan verpflanzt, um die örtliche Tierwelt zu bereichern. Die Fische, die sich ins Ungemessene vermehrten, zogen in Riesenschwärmen durch benachbarte Flüsse und erreichten so den großen Michigansee. Dort taten sie gründliche Arbeit. Sie fraßen mit Vorliebe die Eier und Jungen der anderen Fische und haben bereits furchtbar unter dem einst großen Fischreichtum des Michigansees gewütet. Man fürchtet, daß sie mit der Zeit alle anderen Fische vernichten werden. Alle Rettungsmaßnahmen blieben bisher erfolglos. Die einzige Hoffnung besteht darin, daß irgendein Fisch des Michigansees entdeckt, daß der Stint außergewöhnlich schmackhaft ist. Wenn das nicht der Fall ist, wird es nicht mehr lange dauern, bis die Fischwelt dieses großen Sees nur noch aus Stinten besteht.

Lustige Rundschau



*** Neger.** Eine alte Negerin bittet den Gouverneur des Staates Kansas, doch ihren im Gefängnis befindlichen Mann zu begnadigen. — „Was hat er denn verbrochen?" — „Er hat einen Schinken gestohlen." — „Warum willst du ihn denn freihaben? Hast du ihn so lieb?" — „I wo! Nicht ausstehen kann ich den alten Kerl!" — „Ja, ist er denn so fleißig oder tüchtig?" — „Bewahre! Es ist der faulste, nichtsnutzigste alte Nigger, den man sich nur denken kann!" — „Ja, dann sage mir doch nur in aller Welt, warum willst du ihn denn so gern freihaben?" — „Ach, sehen Sie, Gouverneur, unser Schinken ist alle!"

*** Zerstreut.** „Herr Professor, es sind Zwillinge angekommen!" — „Habe jetzt keine Zeit! Die Herrschaften sollen morgen wiederkommen!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.